

sterben der alten Zimmermannsüberlieferung bis ins 19. Jahrh. Aber gerade das gleichseitige Dreieck hat sich als Höhenmaß besonders zäh gehalten, selbst da, wo es eigentlich keinen rechten Sinn mehr hat: in Mitteldeutschland zum Beispiel, wo man seit dem Mittelalter nur noch mehrstöckige Häuser kennt, die an sich über das Maß bedeutend hinausgewachsen sind. In diesem Fall beschränkt es sich darauf, Dach und Obergeschoß als alte Einheit zusammenzufassen, während das Erdgeschoß gleichsam als später Eindringling aus dem Maßsystem ausgeschlossen bleibt (*Abb. 7*).

Auf Aichbühl angewandt, würden sich keine Unstimmigkeiten ergeben. Ein altoberschwäbisches Haus in Kürnbach bei Schussenried, eine Wegstunde von Aichbühl entfernt, hat ein Ausmaß von 10,80 m Breite und 18,45 m Länge, also $1:\sqrt{3}$ — Aichbühler Maß! — mit einer schwachen Abweichung von der Dicke eines Balkens; seine Höhe ist genau gleich der halben Länge. Auf Haus 15 von Aichbühl übertragen, würde dies bei einer Breite von 6 m und einer Länge von 10,50 m eine Höhe von 5,25 m bedeuten (*Abb. 8*). Als Wandhöhe möchte ich, nach dem Befund an mittelalterlichen Bauernhäusern, auf keinen Fall mehr als 2,20 m annehmen, die Dachneigung wäre danach 45° ; setzen wir die Wandhöhe geringer an (die Buchauer Flechtwerkwand hat z. B. nur etwa 1,30 m), so würde bei gleicher Gesamthöhe das Dach entsprechend steiler. Ob Giebel- oder Walmdach, bleibt ungewiß, doch scheint mir das letzte wahrscheinlicher.

Für die handkeramischen Langhäuser läßt sich selbstverständlich die Höhe nicht aus der Länge ableiten; das gäbe unsinnige Gebilde. Geht man aber von der Möglichkeit aus, daß diese Häuser entwicklungsgeschichtlich aus zwei Gebäuden zusammengewachsen sind, so kommt man auch hier zum gleichseitigen Dreieck als Maß für die Höhe. Das Arnsbacher Haus hätte demnach eine Höhe von 6 m und einen Dachwinkel von 48° . Seine Säulenordnung könnte auf einen Giebel hindeuten oder auf ein normales Walmdach, während die Häuser von Köln-Lindenthal zum Teil einen ungewöhnlich steilen Walm besaßen.

Einzelne weitere Beispiele für das Gesagte beizubringen, wäre nicht schwer. Ich halte es aber für richtiger, damit zu warten, bis sich vielleicht wieder größere Gruppen herauschälen; es ist das beste Mittel, den leidigen Zufall auszuschalten. Für die später zu besprechenden anderen Maßverhältnisse gilt das gleiche.

Kassel.

Rudolf Helm.

Zur Topographie von Haithabu.

Die Bearbeitung der Keramik von Haithabu hat für die topographische Erforschung frühgeschichtlicher Stadtkerne einige Gesichtspunkte ergeben, die hier vorgelegt und mit einigen anderen Kernsiedlungen frühgeschichtlicher Städte verglichen werden sollen.

I

Die Grundlage des zur Kartierung benutzten Planes (*Plan 1—4*) bilden die beiden großen Grabungsabschnitte, die im folgenden als alte und neue Grabungen unterschieden werden. Die alten Grabungen (1900—1915 bzw. 1921) wurden als Flächenabdeckungen im Bereich des Sarggräberfeldes im Westteil der

Stadt und als Suchlochreihen fast im gesamten vom Halbkreiswall umschlossenen Gebiet durchgeführt, wobei oft die Knicks als Richtungsweiser dienten. Ihnen stehen die Grabungen 1930—39 gegenüber, die 1930—34 als ein Suchgrabenkreuz von 1 m Breite und rund 1100 m Länge durchgeführt wurden. 1930/31 wurde außerdem noch im äußersten Westen eine größere Fläche abgehoben¹. Die Grabungen 1935—39 befaßten sich mit einer größeren Flächengrabung, die etwa diagonal vom alten Bachlauf durchschnitten wurde². Während die frühgeschichtlichen Sedimente der Bacheinfüllung fast vollständig ausgehoben werden konnten, ist die Fläche beiderseits des Baches nicht zu Ende untersucht worden. Von der Fläche am Noor wurden nur 1938 die oberen Schichten abgehoben.

Die alten und die neuen Grabungen heben sich also schon im Plan durch die Art ihrer Anlage ab. Insgesamt bilden sie aber ein Netz von Fundpunkten, das mit einer Ausnahme im Nordosten das gesamte vom Halbkreiswall umschlossene Gebiet überspannt, wenn die Fundpunkte im Südwesten und Nordwesten auch nicht so häufig sind.

Eine Einschränkung erfährt die Verwertbarkeit der Funde aus den alten und neuen Grabungen durch den Umstand, daß die in der sumpfigen Uferzone am Noor und die in der durch die Höhenlinien erkennbaren Bachmulde gelegenen Suchlöcher, -gräben und Flächen wegen des starken Grundwasserandranges nicht bis auf den gewachsenen Boden ausgehoben sind; auch wollte man die z. T. gut erhaltenen Holzreste in diesen tiefgelegenen Stadtteilen nicht zerstören. Außerdem hat man offenbar aus den alten Grabungen fast nur die durch Machart und Brand besonders hervortretende Keramik, also die fränkischen Importe und die verzierte Keramik des Ostseeraumes, systematisch gesammelt und aufbewahrt. Die unverzierte „einheimische“ Ware, also Kugel-, Sack-, Drehscheibentöpfe u. a. m., die den überwiegenden Teil der Gesamtkeramik ausmachen, sind vermutlich relativ selten aufgehoben und ins Museum gebracht worden; darum lassen sich auch nur wenige Stücke dieser Gruppen zur Kartierung innerhalb des Stadtgebietes verwenden. Nur aus den neuen Grabungen ist jedes Stück eingemessen worden, so daß die Kartierung im Bereich des Suchgrabenkreuzes und der Flächen eine sichere Grundlage bildet. Da die verzierte Keramik des Ostseegebietes nur in geringer Menge und ganz überwiegend in Einzeltypen vertreten ist, die keine Aufstellung eng umrissener Formengruppen in gut datierbaren Zeitabschnitten ermöglichen, scheidet sie für die im folgenden dargelegten Untersuchungsmethode aus, zumal die Ostseekeramik erst gegen Ende des 10. Jahrh. in Haithabu deutlich faßbar wird. Deshalb werden die topographischen Untersuchungen nur mit drei fränkischen Importgruppen und einigen Gruppen der Nordseekeramik durchgeführt werden können.

Plan I gibt u. a. das Vorkommen der Badorfer Keramik an³. Es hebt sich deutlich ein Kerngebiet ab, dessen etwa halbkreisförmige Begrenzung in

¹ Plan der Grabungen 1930/39, H. Jankuhn, Die Ausgrabungen in Haithabu 1937/39, Vorläufiger Grabungsbericht (1943); im folgenden als „Vorbericht“ zitiert.

² Jankuhn, Haithabu, eine germanische Stadt der Frühzeit (1938) 115 ff.; Vorbericht 1937/39, 14 ff.

³ Zur Verbreitung und Zeitstellung dieser Gruppe, Jankuhn, Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene (1937) 292 ff. — L. Hussong, Ber. ü. d. Jahrestag. d. Ahnenerbes in Kiel 1939 (1944) 179 ff.



Plan 1. Haithabu. Das 9. Jahrhundert (vereinfacht).
 Gefüllter Kreis: Badorfer Gruppe. Offener Kreis: Muschelgruskeramik.
 Kreuze: Metallfunde des 9. Jahrh. (außerhalb des Gräberfeldes).
 Das große Kreuz in der Fläche = 9 Metallfunde.
 M. etwa 1:6000.

einem Abstand von 150—200 m vom Innenfuß des Walles den Halbkreisbogen der Stadtbefestigung wiederholt. Die Badorfer Gruppe läßt sich stratigraphisch im Bachbett in das 9. Jahrh. datieren⁴, so daß mit ihrer Ausbreitung der Siedlungsraum des 9. Jahrh. angegeben wird. Man könnte gegen diese Folgerung einwenden, daß es sich dabei lediglich um das Siedlungsgebiet einer sozial besser gestellten Bevölkerungsschicht handelt, die sich den Gebrauch von eingeführtem hochwertigem Tongeschirr erlauben konnte, zumal ja eine fränkische Importware, an der Gesamtkeramik gemessen, in Haithabu nur etwa 5% ausmacht. Zur Überprüfung wird eine weitere Keramikgruppe herangezogen, die sog. Muschelgruskeramik. Es handelt sich dabei um eine Kugeltopfgruppe besonderer Machart, die wahrscheinlich an der südöstlichen Nordseeküste zu Hause ist und in Haithabu als von dorther eingeführt angesehen wird. Ihre Verbrei-

⁴ W. Hübener, Arch. Geographica 2, 1951, 105.

tung beschränkt sich ebenfalls auf ein kleines Kerngebiet, das sich mit Ausnahme des Nordteiles mit der Ausbreitung der Badorfer Gruppe deckt (*Plan I*, Kreise). Da die Muschelgruskeramik infolge ihres mäßigen Brandes der fränkischen Importware qualitativ weit unterlegen und der gewöhnlichen Gebrauchsware (Kugeltöpfe) etwa ebenbürtig ist, werden sich als Ursache für ihr Auftreten keine soziologischen Gründe anführen lassen. Vielmehr dürfte es sich um eine Gruppe handeln, die im Verlauf allgemeiner Handelsbeziehungen oder aus zweckbe-

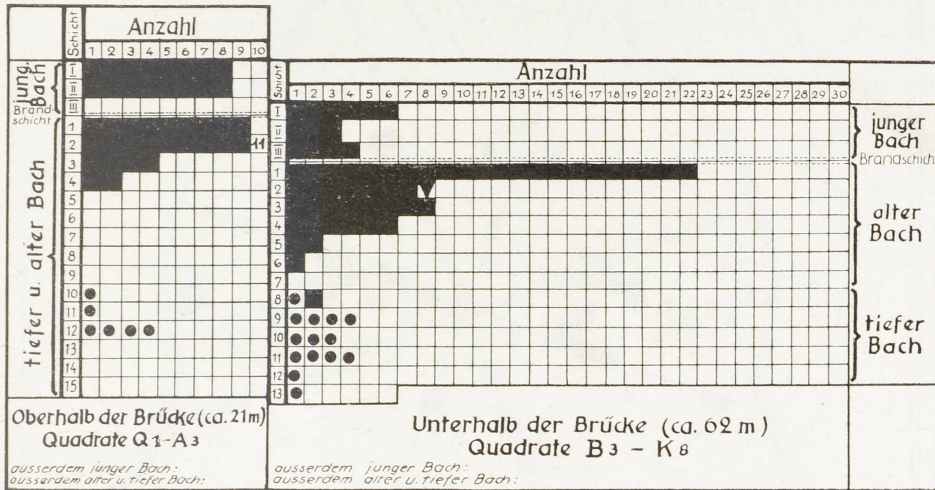


Tabelle 1. ● Muschelgruskeramik. ■ Drehscheibentopf (Ränder).

dingten Gründen nach Haithabu gekommen ist. Die Muschelgruskeramik wird durch die Bachbettstratigraphie ausschließlich in das 9. Jahrh. datiert (*Tabelle 1*, Punkte).

Als ein weiterer Anhaltspunkt, für das 9. Jahrh. ein wesentlich kleineres Siedlungsgebiet annehmen zu können als es durch den Halbkreiswall angezeigt wird, darf die Verbreitung der Metallfunde des 9. Jahrh. gelten (*Plan I*, Kreuze)⁵. Auch diese gehen nirgends über den von der Badorfer Gruppe und der Muschelgruskeramik eingenommenen Raum hinaus. Damit wird durch zwei importierte Keramikgruppen (und zwar durch eine der einheimischen qualitativ überlegene und eine ihr gleichwertige Keramikgruppe) und durch Metallfunde ein übereinstimmendes Ergebnis erzielt, so daß das Verbreitungsgebiet dieser drei Fundgruppen das älteste faßbare Siedlungsgebiet Haithabus wiedergeben dürfte. Dieser etwa 10 ha große Siedlungskern des 9. Jahrh. lag also beiderseits der Bachmulde, indem er sich in breiter Front an das Noorufer anlehnte und sich dann gegen Westen auf die Höhen hinaufzog. Wieweit er sich am Noorufer noch nach Norden erstreckte, läßt sich nicht sagen.

Ein etwas anderes Verbreitungsgebiet zeigen die Scherben der Reliefbandamphoren⁶, die im Bachbett durchlaufend bis in die 1. Hälfte des 10. Jahrh.

⁵ Die Zusammenstellung und Kartierung der Metallfunde geht auf Herrn Prof. Jankuhn zurück, dem ich hier für die Überlassung der Karte nochmals danken möchte.

⁶ Zur Verbreitung und Zeitstellung dieser Gruppe s. Anm. 3 u. 4.



Plan 2. Haithabu, 1. Hälfte des 10. Jahrhunderts.
(Reliefbandamphoren.) M. etwa 1:6000.

datiert sind (*Plan 2*). Sie finden sich überall im Bereich der Kernsiedlung des 9. Jahrh., doch greifen sie im Westen darüber hinaus, da sie noch den Raum zwischen der großen Fläche auf dem Gräberfeld (alte Grabungen) und der Fläche 1930/31 einnehmen. Der Siedlungskern dürfte also in der 1. Hälfte des 10. Jahrh. eine Erweiterung nach Westen erfahren haben.

Die Pingsdorfer Gruppe ist in Haithabu bereits seit der Zeit um 900 vertreten⁷. Sie löst die Badorfer Gruppe ab und läuft noch die ersten Jahrzehnte des 10. Jahrh. mit den Reliefbandamphoren parallel. Nach deren Ausscheiden (vor der Mitte des 10. Jahrh.) macht sich in Haithabu eine fühlbare Verstärkung des fränkischen Keramikimportes bemerkbar, der jetzt von der Pingsdorfer Gruppe allein getragen wird. Ihre Verbreitung zeigt *Plan 3*. Es wird daraus ein klarer Gegensatz zu den *Plänen 1* und *2* sichtbar. Die Besiedlung hat den Wall im Westen erreicht, und die Fundmenge in den Flächen der neuen Grabungen ist so groß, daß sie nur noch durch Schraffur wiedergegeben werden kann. Im Norden läßt sich beiderseits des Weges die Ausbreitung bis ans Nordtor verfolgen, ebenso im Süden. Die Ausweitung hat drei betonte Richtungen: Eine ge-

⁷ Zur Verbreitung und Zeitstellung dieser Gruppe s. Anm. 3 u. 4.



Plan 3. Haithabu. Spätestens ab Mitte des 10. Jahrhunderts.
(Pingsdorfer Gruppe.) M. etwa 1:6000.

gen Westen und je eine zum Nord- und Südtor hin, während die Zwickel dazwischen fundarm oder fundleer sind. Jedenfalls zeigt der *Plan 3* eine Siedlungsausdehnung über das gesamte vom Halbkreiswall umschlossene Gebiet an, und die fehlenden Funde in den Zwickeln sind einmal durch die dort fehlenden Suchlöcher bedingt, andererseits muß man dort auch zunächst mit weniger dicht oder gar nicht besiedelten Flächen rechnen. Da die Ausbreitung der Reliefbandamphoren in der 1. Hälfte des 10. Jahrh. ergab, daß der Siedlungskern sich lediglich etwas nach Westen ausgedehnt hatte, kann die durch die Pingsdorfer Gruppe angezeigte Siedlungsausdehnung um etwa das Doppelte⁸ erst nach dem Verschwinden der Reliefamphoren erfolgt sein. Dieser Zeitpunkt liegt in der 1. Hälfte des 10. Jahrh. (vermutlich mehr gegen die Mitte dieses Jahrh.); infolgedessen dürfte das durch die Pingsdorfer Gruppe angezeigte Wachstum der Siedlungsfläche spätestens in der Mitte dieses Jahrh., anscheinend schon etwas eher, begonnen haben.

Die Siedlungsausdehnung kann noch durch weitere Keramikgruppen überprüft und bestätigt werden. Unter den in Haithabu am stärksten vertretenen,

⁸ Die Flächenangaben in ha sind nur als Näherungswerte anzusehen.



Plan 4. Haithabu. Spätestens ab Mitte des 10. Jahrhunderts.
(Drehscheibentopfränder.) M. etwa 1:6000.

dort einheimischen Keramiktypen findet sich ein Topf mit Linsenboden und rechtwinklig umgelegtem Rand, der auf Grund seiner sauberen Machart und leichtprofilierten Innenseite als Drehscheibentopf⁹ angesprochen wird. Dieser sehr uniforme Typ setzt erst von der 6. bzw. 4. künstlichen Abtragungsschicht des Bachbettes ein (*Tabelle 1*). Das bedeutet, daß er erst in der 1. Hälfte des 10. Jahrh. auftritt, also zu einem Zeitpunkt, an dem die Reliefbandamphoren verschwinden¹⁰. Da der Drehscheibentopf während der jüngeren Besiedlungsphase Haithabus (etwa von der Mitte des 10. bis zur Mitte des 11. Jahrh.) etwa 20—25% der Gesamtkeramik ausmacht, ist er demnach wesentlich stärker vertreten als die Pingsdorfer Gruppe, die nur etwa 3—5% ausmacht. Vom Drehscheibentopf werden hier aus technischen Gründen nur die Ränder herangezogen, deren stratigraphische Lagerung die *Tabelle 1* (Vierecke) und deren Verbreitung in Haithabu *Plan 4* wiedergibt. Aus diesem Plan wird die Abhängigkeit des Aussagewertes von den eingangs näher erläuterten Einschränkungen gut sichtbar. Die Funde treten nämlich bis auf geringe Ausnahmen nur im Bereich der

⁹ W. Haarnagel, Probleme der Küstenforschung 1 (1940) Taf. 18,2 (Jankuhn).

¹⁰ s. Anm. 4.

neuen Grabungen auf; aus den alten Grabungen ist nur hier und da ein Stück eingetragen. Der Kontrast gegenüber der Verbreitung der Pingsdorfer Gruppe liegt also in dem unterschiedlichen Erscheinungsbild im Bereich der alten Grabungen. Die Erklärung hierfür ist in dem Umstand zu sehen, daß der Drehscheibentopf während der alten Grabungen als einheimische unverzierte Ware nicht besonders beachtet wurde und daß von dieser Ware nur wenige Stücke ins Museum gelangt zu sein scheinen. Daher können in diesem Falle nur die Befunde in den Suchgräben und der Fläche 1930/31 zum Nachweis der Besiedlungserweiterung dienen. Diese dürften aber im Norden, Süden und Westen im Vergleich zu den Plänen 1 und 2 ein sehr deutlicher Hinweis sein, da auch die Menge der Fundpunkte in den Suchgräben bedeutend größer ist. Dasselbe Bild zeigt ein weiterer in Haithabu einheimischer Typ, der sog. Sacktopf, der ebenfalls im Bachbett erst seit der 1. Hälfte des 10. Jahrh. auftritt und an der Gesamtkeramik dieser Zeit mit etwa 25% beteiligt ist¹¹.

Die vollständige Besiedlung des vom Halbkreiswall umschlossenen Gebietes kann also durch drei Keramikgruppen — eine Importgruppe und zwei einheimische Typen — nachgewiesen werden, obgleich der Aussagewert der einheimischen Typen bestimmten Einschränkungen unterworfen ist.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß die Verbreitung der Keramikgruppen tatsächlich den jeweiligen Umfang der besiedelten Flächen wiedergibt und daß zwischen diesem topographischen Erscheinungsbild und dem Vorkommen der hier herangezogenen Keramikgruppen im Bachbett ein innerer Zusammenhang besteht, denn die stratigraphisch als älter ausgewiesenen Gruppen bedecken eine wesentlich kleinere Fläche als die später einsetzenden Gruppen. Topographie und Stratigraphie sind also miteinander verknüpft und bestätigen gegenseitig die chronologische Folge. Die Bachsedimente und die Suchlöcher, -gräben und Flächen in Haithabu stellen somit ein Beispiel dar, wie die Ablagerung der Kulturschichten sowohl in horizontaler wie auch in vertikaler Richtung für die gesamte Benutzungszeit eines Wohnplatzes erfaßt werden konnte und sich zudem noch in ihren einzelnen Phasen bestätigt.

Die topographischen Ergebnisse, also die Herausarbeitung der schrittweisen Siedlungsausweitung, hätten natürlich auch ohne die Kenntnis der Bachbettstratigraphie gewonnen werden können. Der Wert der Bachbettstratigraphie liegt aber darin, daß sie ein ortsgebundenes gutes chronologisches Gerüst für alle herangezogenen Keramikgruppen bildet, nicht nur für die relative, sondern auch für die absolute Chronologie. Da ein Teil der hier verwendeten Keramikgruppen nicht einheimisch ist, vielmehr als Import über See herangeführt wurde, braucht die Bachstratigraphie durchaus nicht dieselben chronologischen Verhältnisse, wie sie im Herkunftsland dieser Gruppen herrschten, widerzuspiegeln. Unsicherheitsfaktoren wie Verzögerungen infolge Unsicherheit der Handelswege oder Unregelmäßigkeiten in der Produktionsmöglichkeit müssen mit einberechnet werden. Andererseits sind die Möglichkeiten für eine genaue Anfangs- und Enddatierung, besonders bei den Reliefbandamphoren, in

¹¹ Die Begründung der Mengenanteile, Hübener, Die Keramik von Haithabu. Ungedr. Diss. Kiel (1951).

ihrem rheinischen Herkunftsgebiet beschränkt, so daß z. B. die Benutzung der Reliefbandamphoren bis in das 10. Jahrh. hinein bisher nur aus Haithabu, aber nicht aus dem fränkischen Westen bekannt ist. Diese Tatsache wird aber in Haithabu außerdem noch durch die Topographie bestätigt (*Plan 2*); ihr darf erhöhte Bedeutung und Gewißheit zugemessen werden. Die Bachsedimente werden durch eine Reihe datierbarer Einschlüsse auch absolut recht gleichmäßig in allen Schichten datiert. Es besteht damit die Möglichkeit, auch die einzelnen Stufen der topographischen Entwicklung absolut zu datieren. Es ergibt sich ein alter Siedlungskern von etwa 10 ha Größe am Ende des 9. Jahrh. In der 1. Hälfte des 10. Jahrh. schiebt sich die besiedelte Fläche noch etwas weiter nach Westen vor. Erst spätestens um die Mitte des 10. Jahrh. beginnt die Ausfüllung des vom Halbkreiswall umschlossenen Gebietes, die aber andererseits schon gegen Ende des 10. Jahrh. vollendet gewesen sein dürfte, da ein erst um diese Zeit auftretender Kugeltopf mit eckig profilierter Randlippe ebenfalls im gesamten Siedlungsraum verbreitet ist¹². Betrachtet man die Geschwindigkeit, mit der die Siedlung gewachsen ist, so ergeben sich fast anderthalb Jahrhunderte für eine Größe von rund 12 ha (*Plan 2*), während für die vollständige Besiedlung von 12 auf etwa 25 ha nur etwa ein halbes Jahrhundert anzunehmen ist. Selbst wenn, was zu vermuten ist, nicht der gesamte Raum dicht besiedelt wurde, sondern kleinere Flächen freigeblichen sein können (Gräberfeld, Marktplätze¹³), so bleibt trotzdem die Tatsache bestehen, daß das Wachstum in der letzten Phase bedeutend rascher vor sich ging als im 9. und in der 1. Hälfte des 10. Jahrh.

Auf die Ursachen dieser Erscheinung soll in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden.

Die Möglichkeit, innerhalb des Halbkreiswalles einen älteren Stadtkern herausarbeiten zu können, der vom Innenfuß des Walles im Westen und Süden über 100 m, im Norden etwa 200 m entfernt ist, läßt die Frage nach dem Altersverhältnis des Walles zu der besiedelten Fläche auftauchen. H. Jankuhn vermutete schon früher, daß die älteste Siedlung unbefestigt gewesen sein und damals die Hochburg im Sinne einer Fluchtburg den Schutz der Bewohner übernommen haben könnte¹⁴. Nachdem nun diese ältere Ansiedlung näher herausgearbeitet wurde, erscheint tatsächlich der Wall in seinem heutigen Verlauf nicht geeignet, dem alten Siedlungskern wirksamen Schutz zu bieten. Es ist auch in der Frühzeit in Nordwesteuropa keine Siedlung bekannt, deren Befestigung einen Raum einschließt, der nicht einmal zur Hälfte besiedelt war. Da im Suchgrabenkreuz an den entsprechenden Stellen, wo etwa eine Befestigung verlaufen müßte, die den alten Siedlungskern des 9. oder der 1. Hälfte des 10. Jahrh. geschützt hätte, keine Spuren festgestellt wurden (es hätte sich zum mindesten ein Graben zeigen müssen), deutet auch der Grabungsbefund auf eine unbefestigte Siedlung bis in die 1. Hälfte des 10. Jahrhunderts hin. Es ist möglich, daß der damals vermutlich noch nicht vorhandene Wall die Grenze eines Marktbezirks andeutet¹⁵. Andererseits scheint mir der Wallverlauf auch zu einem

¹² Auf die topograph. u. stratigraph. Nachweise wird aus technischen Gründen verzichtet.

¹³ Das Verhältnis von Siedlung zu Gräberfeld zuletzt bei Jankuhn, *Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch.* 73, 1949, 18 ff. ¹⁴ Jankuhn, *Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. a. a. O.* 23 ff.

¹⁵ Jankuhn, *Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. a. a. O.* 21.

nicht geringen Teil morphologisch bedingt zu sein. Im Süden zieht sich nämlich vom Noor her eine moorige Senke bis in die Höhe von Svens Sturmloch, während vor dem Nordwall sich eine langschmale Mulde erstreckt, die sicher nicht nur auf den alten Wallgraben zurückzuführen sein dürfte. Das bedeutet, daß etwas über die Hälfte der Walllänge (Gesamtlänge heute: 1310 m) bereits ein natürliches Annäherungshindernis benutzen konnte. Somit erscheint die Halbkreisform nicht unbedingt als gewollt.

Es ergeben sich also verschiedene Anzeichen, eine Befestigung der Siedlung erst in dem Augenblick anzunehmen, als die vollständige Besiedlung des gesamten vom Halbkreiswall umschlossenen Gebietes beginnt bzw. im Gange ist. Dieser Vorgang setzt wahrscheinlich spätestens in der Mitte des 10. Jahrh. ein, doch ist kaum damit zu rechnen, daß der Bau der Befestigung erst zu diesem Zeitpunkt in Angriff genommen wurde. Man wird den ersten Wallbau daher in der 1. Hälfte des 10. Jahrh., vermutlich mit dem Schwergewicht zur Mitte dieses Jahrhunderts annehmen können.

Noch eine weitere Tatsache scheint auf einen unbefestigten älteren Kern hinzudeuten. Der herausgearbeitete ältere Kern hat etwa die Form eines Dreiecks, dessen Basis am Noor liegt, während die Spitze nach Westen weist. Bemerkenswert ist ferner, daß die durch die Reliefbandamphoren angezeigte kleine Erweiterung ebenfalls nur in westlicher Richtung, aber nicht nach Norden und Süden erfolgt. Der Schwerpunkt der Ausdehnung liegt im Westen. Jankuhn vermutete bereits früher, das sog. „Sturmloch Svens“, welches sich heute noch im Wall als metertiefe Senke zu erkennen gibt, sei ursprünglich ein Tor gewesen. Diese Vermutung erhält noch dadurch eine Stütze, daß die Flächengrabung 1930/31 Hinweise auf eine bestimmte Fluchtlinie der älteren Kammergräber und auch der jüngeren Häuser des 10. und 11. Jahrh.¹⁶ gegeben hat. Diese Fluchtlinie läuft parallel zu einem Hauptweg, der vom Noor (aus der Bachmulde) durch das Tor bei „Svens Sturmloch“ in Richtung Hollingstedt führte. Vielleicht bildete diese Fluchtlinie eine Art Nebenstraße zu dem angenommenen Hauptweg. Die Deutung von „Svens Sturmloch“ als Toranlage kann noch dadurch unterstützt werden, daß dieses Tor gerade an der Stelle liegt, wo die schon erwähnte sumpfige Senke, die sich vom Noor heraufzieht, aufhört und andererseits die 15-m-Höhenschichtlinie beginnt. Ein dort entlangführender Weg, der die höchste Erhebung, aber auch die hinderliche Senke umgeht, erreicht schnell den mittelschleswigschen Sander, um dort auf recht ebener Strecke nach Hollingstedt zu verlaufen. Diese Strecke war für den Wagenverkehr innerhalb des Jungmoränengebietes¹⁷ die günstigste. Wie die heute noch im Wall erhaltene Senke „Svens Sturmloch“ andeutet, scheint dieser Weg, der als die Hauptstraße angesehen werden darf¹⁸, bis ans Ende der Stadt benutzt worden zu sein,

¹⁶ Plan der Grabung 1930/31 bei Jankuhn, Haithabu (1938) 116 Abb. 98.

¹⁷ K. Gripp, Offa 5, 1940, 37 ff.

¹⁸ Es ist bemerkenswert, daß dieser angenommene Weg quer durch das Vorgelände im Südwesten des Walles führt, das heute noch „Zwischenwerk“ heißt und durch den Vorwall eine engere Verbindung mit der Stadt erhält. Sollte es sich bei diesem „Zwischenwerk“ um einen zeitweilig in die Stadtsiedlung einbezogenen Siedlungsraum handeln (Funde und Grabungen wurden dort nicht gemacht), so ist es interessant, daß sich diese Siedlung ebenfalls beiderseits dieser wichtigen Straße befindet.

denn sonst wäre die Senke schon bei der Anlage des 7. Walles mit dem doppelten Wehrgang¹⁹ ausgefüllt worden. Nicht einmal die Befestigungsarbeiten des 19. Jahrh. haben diese Lücke völlig geschlossen.

Zusammenfassend darf man heute von der Entwicklungsgeschichte Haithabus etwa folgendes Bild entwerfen. Am Ende des 9. Jahrh. besteht eine Kernsiedlung von etwa 10 ha Umfang, die sich in breiter Front an das Noor anlehnt und sich nach Westen, durch den Transitweg nach Hollingstedt bestimmt, auf die Höhen hinaufzieht. Der Weg ist auch noch in der 1. Hälfte des 10. Jahrh. für die weitere Ausdehnung richtungbestimmend. Vermutlich erst kurz vor der Mitte des 10. Jahrh. dehnt sich die Besiedlung bedeutend und rasch aus und erhält eine Befestigung, die im Verlauf von etwa anderthalb Jahrhunderten sechsmal erneuert wird²⁰.

II

Diese Erkenntnisse wurden durch die Ausschöpfung der topographischen Möglichkeiten in Verbindung mit einer ortsgebundenen Stratigraphie erreicht. Die Methode der Fundtopographie, die auch von Gräberfeldern bekannt ist²¹, ist schon mehrfach bei Städten angewandt worden, doch handelte es sich dabei um Siedlungen, die heute modern überbaut sind und z. T. schon seit dem frühen Mittelalter überbaut waren. Fundkarten liegen z. B. von Köln, Trier und Lund vor.

In Köln²² sind, um in dem Zeitraum zu bleiben, der Haithabu nahesteht, für diese Zeit die als karolingisch bezeichneten Funde nicht nach Fundgruppen aufgeschlüsselt, und es ist deshalb unsicher, ob sich nicht darunter verschleppte Fundstücke in Sekundärlage befinden (Metallfunde, Grabsteine). Trotzdem ist eine gewisse Häufung im Ostteil der Stadt zu erkennen, doch läßt sich andererseits aus dem Kartenbild nicht das Ausmaß der Grabungsintensität erkennen.

Über die Anfänge Triers liegen Arbeiten von H. Koethe²³ vor. Die Fundkarte vom augusteisch-tiberischen Trier hat den Vorzug, den zur Darstellung gebrachten Zeitraum gegenüber der Kölner Karte wesentlich eingeschränkt und außerdem die Fundumstände unterschieden zu haben. 33 Einzelfunden auf dem rechten Moselufer stehen 13 aus Fundschichten gegenüber. Dabei läßt sich feststellen, daß von den 13 Fundschichten allein 10 südlich der Südallee liegen, während von den 33 Einzelfunden allein 20 nördlich der Südallee angetroffen wurden. Diese Tatsache dürfte in dem Umstand begründet sein, daß das Gelände nördlich der Südallee fast 2000 Jahre ununterbrochen bebaut wird und die fortgesetzte Bautätigkeit den frühromischen Baugrund erheblich gestört hat, so daß vorwiegend Einzelfunde gemacht werden, während südlich der Südallee im Mittelalter wenig oder gar nicht gebaut wurde und deshalb in der Neuzeit verhältnismäßig viele Fundschichten, also Primärlagerungen, ange-

¹⁹ Jankuhn, Wehranlagen 201 ff.

²⁰ Jankuhn, Haithabu (1938) 110 ff.

²¹ z. B. Groß-Romstedt, Arch. Geographica 1, 1950, 17 ff.; Hornbek, Arch. Geographica 1, 1950, 49 ff.

²² K. Schumacher, Siedelungs- u. Kulturgeschichte der Rheinlande 3 (1925) Taf. 10 (F. Freimersdorf).

²³ Germania 20, 1936, 27 ff. Taf. 4 u. 5; Trierer Zeitschr. 13, 1938, 190 ff. bes. Abb. 3.

troffen werden. Der Vorzug dieser Karte liegt einerseits in der engen Zeitbegrenzung der dargestellten Siedlungsphase und andererseits in der gesonderten Signatur der Fundumstände, deren Verschiedenartigkeit noch näher begründet werden kann. Leider sind die einzelnen Fundgruppen nicht unterschieden und deren Datierungsgrundlagen (ob am Ort oder außerhalb gewonnen) angeführt; ebenso ist auf dem Plan nicht das Ausmaß der Grabungsintensität, also ein Netz der Grabungspunkte zu erkennen.

Als letztes Beispiel sei eine wohl weniger bekannte Karte vom Stadtgrund von Lund (Schonen) besprochen²⁴. R. Blomqvist hat im Jahre 1941 einen Grundriß des Stadtkernes von Lund vorgelegt, in den alle Stellen, an denen in den letzten Jahrzehnten Schachtarbeiten vorgenommen wurden, eingetragen sind²⁵. Da die Erdarbeiten ständig überwacht wurden, lassen sich die dabei geborgenen Funde in den Plan eintragen. In diesem Fall ist, wie in Haithabu, zur Kartierung des Stadtkernes die Keramik herangezogen. Es handelt sich dabei um die Hauptform der Lunder Keramik des 11. und 12. Jahrh. („Wendisches Schwarzgut“). Die Anfangs- und Enddatierung dieser Keramik liegt noch nicht genau fest²⁶. Die Fundfrequenz stuft sich in fünf Gruppen ab, durch eine besondere Signatur für jede Grabungsstelle gesondert gekennzeichnet (schwarz, Kreuzschraffur, enge Schrägschraffur, weite Schrägschraffur, weiß). Da die Keramik auch in Lund als die weitaus häufigste Fundgruppe angesehen werden darf, gibt sie ein gutes Spiegelbild der Siedlungsintensität des 11. und 12. Jahrh. Es läßt sich innerhalb des späteren, durch die sechseckige Straßenführung heute noch erkennbaren Mauerringes eine ältere Kernsiedlung herausarbeiten, die sich durch die quantitative Berücksichtigung der Keramikmengen in jedem Schachtloch deutlich abhebt. Dabei handelt es sich um ein etwa ellipsenförmiges Gebilde. Besonders deutlich ist im Süd- und Südwestteil des ehemals ummauerten Bezirkes die tatsächliche Besiedlungsleere zu erkennen, da dort trotz zahlreicher überwachter Baustellen nur vereinzelt Komplexe mit Scherbenfunden vorliegen.

Dieser Plan von Lund hat mit dem oben vorgelegten von Haithabu manche gemeinsamen Züge. Die Grabungsarbeiten erstrecken sich in beiden Fällen relativ gleichmäßig über das ganze in Frage kommende Gebiet und sind auch in den Plan eingetragen. Als Indikator des alten Siedlungskernes dient in beiden Fällen die Keramik, doch in unterschiedlicher Gliederung. Auch die Datierung der für die Gewinnung eines topographischen Bildes herangezogenen Keramik ist in Lund, wenn auch nur summarisch, am Ort selbst gewonnen worden. So können die Arbeiten Blomqvists in Lund und sein methodisches Vorgehen den hier vorgetragenen topographischen Arbeiten in Haithabu noch am ehesten an die Seite gestellt werden.

III

Aus den besprochenen vier Grundrissen frühgeschichtlicher Städte ergeben sich eine Reihe von methodischen Hinweisen für die Auswertungsmöglichkeiten,

²⁴ R. Blomqvist, Tusentalets Lund (1941).

²⁵ Blomqvist a. a. O. 69 Abb. 51.

²⁶ Blomqvist, Meddelanden Lund 1948, 150 ff.; ders., Tusentalets Lund 50 ff.

die den Arbeitskarten einer Stadtkernforschung von Nutzen sein können und deshalb nochmals zusammengefaßt seien:

1. Der Stadtgrundriß soll alle Stellen überwachter Bautätigkeit bzw. Grabungstätigkeit enthalten, ohne Rücksicht auf das Vorhandensein von Funden.

2. Die Bodenfunde müssen soweit wie möglich nach Fundgruppen (Schmuck, Metallgerät, Keramik, Hausgrundrisse) aufgegliedert und diese (z. B. Keramik) möglichst in engen Zeiträumen gefaßt werden.

3. Die Datierung der Fundgruppen sollte möglichst am Ort selbst erreicht werden, um eine enge Bindung des datierenden Befundes an die Indikatoren des topographischen Befundes anzustreben. Am geeignetsten erscheint dafür die Keramik, da sie wohl stets die weitaus am häufigsten vertretene Fundgruppe sein wird, die am ehesten nicht nur topographisch, sondern auch stratigraphisch chronologisch (bzw. als Grabfund) ausgewertet werden kann.

4. Die Fundfrequenz innerhalb der einzelnen Grabungsflächen spielt eine bedeutende Rolle, sofern es sich um das ortsübliche Gebrauchsgeschirr handelt, da die Menge seiner Scherben Schlüsse auf die relative Besiedlungsintensität zulassen dürfte. Anders liegt der Fall bei der Verwendung von Importgeschirr als Indikator (z. B. Haithabu, älterer Kern). Hier kann die Fundfrequenz natürlich nicht zur Herausarbeitung einer relativen Siedlungsintensität benutzt werden. In Haithabu wurden die Importgruppen nur deshalb so stark herangezogen, weil sich im älteren Siedlungsabschnitt keine einheimische Ware findet, mit deren Hilfe der ältere Siedlungskern herausgearbeitet werden kann und weil im jüngeren Siedlungsabschnitt die Pingsdorfer Gruppe die einzige eng umrissene Keramikgruppe darstellt, die auch aus den älteren Grabungen auf uns gekommen ist.

5. Die sehr unterschiedliche Bautätigkeit im Bereich alter Stadtkerne in der Zeit zwischen dem Ende der alten Stadtsiedlungen und dem planmäßigen Beobachten und Sammeln der Befunde und Funde der jüngsten Zeit, hat, wie das Beispiel von Trier zeigt, ein sehr unterschiedliches Verhältnis zwischen Einzelfunden und solchen aus Siedlungsfunden ergeben. Der Aussagewert der Einzelfunde ist ohne Rücksicht auf die Art der Fundgruppe, der sie angehören (Metallgerät, Keramik usw.) stets geringer als der eines Fundes aus einer Siedlungsschicht, da die Möglichkeit einer sekundären Verlagerung in vertikaler und horizontaler Richtung stets einen Unsicherheitsfaktor darstellt.

Kiel.

Wolfgang Hübener.

Kleine Mitteilungen.

Bemerkungen zur Prae-Sapiens-Frage. Durch einige Entdeckungen der letzten beiden Jahrzehnte (Steinheim, Swanscombe, Fontéchevade) wurde die schon durch den Piltdown-Fund entfachte Diskussion um das Vorhandensein sapiens-naher Hominiden im Alt- und Mittelpaläolithikum neu belebt. In dieser Frage ist aber besonders durch zweihändige Mitteilungen in der deutschsprachigen Literatur einige Verwirrung entstanden. Für die kulturgeschichtliche Forschung wird dieses Problem mittelbar wegen seiner Bedeutung für den nunmehr auch in der physischen Anthropologie aufgebrochenen Gegensatz zwischen einer „evolutionistischen“ und „historischen“ Richtung und unmittelbar wegen der Verknüpfung der Fossilfunde mit altsteinzeitlichen Formengruppen interessant. Das mag einige Hinweise auf den Stand der Dinge rechtfertigen.

Gegen die Annahme alt- und mittelpaläolithischer Sapiens-Formen wird von zwei Gesichtspunkten her argumentiert. Der erste hält den Sapiens-Charakter der